

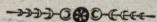


Leben und Thaten

des

berühmten Ritters

Schnapphahnski.



Mit Illustrationen.

Frankfurt am Main.

gedruckt und zu haben bei August Stritt, Rosengasse N° 3.

1848.

antiquorum
etiamque
discrepantibus



8181



Herausgegeben und Eigenthum von AUGUST STRITT in FRANKFURT a.M.

Univ. Bibl.
München

Sage mir, Muse, die Thaten des vielgewanderten Mannes,
Welcher so weit geirrt, nachdem aus Berlin man verbannt ihn;
Vieler Menschen Städte geseh'n, und Sitte gelernt hat,
Auch bei Don Carlos so viel' unnennbare Leiden erduldet.

Gewiß! Vater Homer, der weisbärtige griechische Barde würde nicht den edlen Odysseus, nein, er würde den edlen Ritter Schnapphahnski besungen haben, wenn Vater Homer nicht zufällig in einer Zeit gelebt hätte, wo man weder Klavier spielte, noch Manilla-Cigarren rauchte, wo man weder an Berlin noch an Don Carlos dachte, und wo man vor allen Dingen noch nicht so glücklich war, ein Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung zu besitzen.

Homer ist todt. Ich lebe. Das Letztere freut mich am meisten. Was Homer nicht thun konnte: ich thue es. Homer besang den Odysseus, — ich verherrliche den Ritter Schnapphahnski.

Seltsame Vögel gab es auf Erden — von Adam an bis auf Heinrich Heine. Adam wurde im Paradiese geboren und war ein Mensch; Heine sah das Licht der Welt in Düsseldorf und ist ein Gott — nämlich ein Dichter.

Heine wohnt in Paris — dies wissen alle schönen Frauen. Viel artige poetische Kinder zeugte er. Sein jüngster Sohn ist aber ein Bär. Und dieser Bär heißt Altha Troll. Nächst dem großen und dem kleinen Bären dort oben am Himmel, ist dieser Altha Troll der berühmteste Bär unserer Zeit.

Meine Leser müssen mir nicht zürnen, daß ich von den Griechen plötzlich auf die Bären komme — die Hauptſache ist aber, daß der Altha Troll in genauem Zusammenhange mit dem Ritter Schnapphahnski steht. In zauberisch-poetischen Nebel gehüllt, sehen wir nämlich in Heine's klingendem Gedichte den Ritter Schnapphahnski zum ersten Mal über die Bühne schreiten. Ein komisches zweibeiniges Wesen; in eine Bärin verliebt, der Finanznoth blaße Wehmuth auf den Wangen, beraubt seiner Kriegskasse von zwei und zwanzig Silbergroschen, und die Uhr zurückgelassen im Leihhause von Pampeluna!

Schattenhaft, wie ein Jäger der wilden Jagd, huscht der edle Schnapphahnski an uns vorüber; wir möchten ihn festhalten, einen Augenblick; wir möchten ihm noch einmal ins Auge schauen, ihn noch einmal vom Wirbel bis zur Zehe betrachten, den geisterhaften, den interessanten Mann — aber fort ist er, ehe wir's uns versehen, und erstaunt fragen wir uns: wer ist dieser Schnapphahnski?

Lieber Leser sei nicht unbescheiden! „Zwar Alles weiß ich nicht, doch viel ist mir bewußt!“ Höre zu, was ich Dir von Schnapphahnski erzählen werde; es ist Zeit, daß der edle Ritter aus seinem zauberisch-poetischen Nimbus heraustritt; an den Zipseln seines Frackrocks zerre ich ihn vor das große Publikum.

Wie schlafende Riesen liegen hinter uns die verrauschten Jahrhunderte, todt und stumm. Aber alte Historiker, bücherbestaubt und grün bebrillt, und naseweise Poeten prickeln und stacheln sie bisweilen mit ihren spitzigen Federn, und dann fahren sie empor, sie heben ihre Köpfe, sie öffnen den Mund, und halb im Traume erzählen sie uns brockenweis ihre klugen und ihre thörichten Geschichten, — wie es gerade kommt, und bleischwer sinken sie wieder zusammen.

Glücklicherweise habe ich es nicht mit den schlafenden Riesen der Jahrhunderte zu thun. Es handelt sich nur um die Vergangenheit des Ritters Schnapphahnski, und lieblos werde ich sie mit meiner Feder emporstacheln, damit die Welt doch endlich sieht, was sie an ihrem Ritter hat, damit unser Schnapphahnski doch endlich zur rechten Anerkennung gelangt.

Das Dasein Schnapphahnski's gleicht einer bunten Arabeske. Manchmal wird es Euch an die Avantüren des Chevalier Faublas erinnern; bald an eine Episode aus der Geschichte des Ritters von der Mancha, bald an die Glanzmomente eines Bosco'schen Taschenspielerlebens.

Zärtlicher, verliebter Schäfer, rasender Raufbold, Spieler, Diplomat, Soldat, Autor — Alles ist dieser Schnapphahnski — ein liebenswürdig frecher Ge-sell. — Doch zur Sache!

In sechs verschiedenen Lebenslagen werde ich den Ritter schildern. Zuerst ist er verliebt, dann hat er ein Duell; hierauf passirt ihm eine verdrießliche Geschichte, dann besteht er ein Diamantenabenteuer; fünftens reist er nach Spanien und sechstens wird er nach dem Rathschluß der Götter gen.....nationalversam-melt, um unter den Gestirnen des Tages zu glänzen als ein erster Stern.

Schnapphahnski ist von Geburt ein Wasserpolacke. Ich bitte meine Leser, nicht zu lachen. Schnapphahnski ist ein wunderschöner Mann, den manches aller-liebste Frauenzimmerchen recht gern in den kohlschwarzen Bart hineinküssen würde. Der Ritter ist nicht groß, aber er ist hübsch und kräftig gebaut. Ein kleiner, schmaler Fuß, ein rundes Bein, eine gewölbte Brust, ein stolzer Kopf mit schwarzem Knebel- und Schnurrbart, flink und gewandt: das ist der Ritter Schnapp-hahnski. Ein Mann wie gedrechselt, mit funkeln den Augen, höhnischen Lippen und aristokratisch weißen Händen.

Im Monat Mai seines Lebens war der junge, schöne Wasserpolacke Frei-williger in dem 4. (braunen) Husarenregimente, dessen Stamm in D. in Schles-sien stand.

Das lautet wieder ganz prosaisch. Aber man denke sich den jungen Fant, dessen Fuß nur auf den Teppich oder in den silbernen Bügel trat, in knapper Uniform, die Reitpeitsche in der Hand, den ersten dunklen Flaum des Bartes auf den zarten Wangen, die Gewandtheit eines jungen Katers in jeder Bewegung und die Lüsternheit blitzend aus beiden Augen — und man wird gestehen müssen, daß es eben kein Wunder war, wenn er einen gewissen Eindruck auf die schöne Gräfin S. machte.

Die schöne Gräfin S. verliebte sich in den braunen Husaren. War' halb sollte sie nicht? Wär' ich die Gräfin S., ich hätte es auch gethan. Der jugend-

liche Freiwillige war gar zu reizend. Schon damals zeigte sich bei ihm die Gabe der Rede, jenes Talent, was ihm später von so unendlichem Nutzen war; mit dem er so manchen stillen Landtagsabgeordneten in haarsträubendes Erstaunen setzte. Die Worte flossen ihm so glatt von den Lippen, und eine jede Phrase begleitete er so ausdrucksvooll mit der schneeweissen Hand, daß die arme Gräfin zuletzt nicht mehr widerstehen konnte und sich ihrem Husaren auf Gnade und Ungnade ergab. Glücklicher Ritter! Er durfte seinen jungen Schnurrbart auf die küsslichsten Lippen ganz Schlesiens drücken. Kaum der Schule entlaufen und schon ein Alexander, der eine Welt, ein Herz, eroberte!

So weit war Alles gut. Daß Schnapphahnski ein gräßliches Herz stahl; Niemand wird ihm das verdenken; und daß er seine Gräfin küßte: nun das war seine verfluchte Schuldigkeit. Denn der Mensch soll küsßen! In flammender Frakturschrift steht dies geschrieben in den rostigen Abend- und Morgenwolken. Der Mensch soll küsßen! In kleiner Schrift steht es geschrieben auf dem Blatt jeder Rose, jeder Lilie.

Schnapphahnski küßte und er gehorchte dem Gesetz, das mehr als die Frakturschrift der brennenden Wolken und mehr als die kleine Schrift der Lilien und der Rosen die Lippen einer Gräfin verkündigten, einer liebenswürdigen schlesischen Gräfin.

Wie gesagt, bis zu diesem Augenblicke konnte man Schnapphahnski nicht den geringsten Vorwurf machen: er liebte und ward geliebt, er küßte und er wurde geküßt.

Der edle Ritter war aber nicht zufrieden mit dem Schicksal gewöhnlicher Sterblichen; abentheuerlich suchte es in seinen Knochen; er überredete die Gräfin zur Flucht, er entführte sie. — Der Ritter stand also in der dritten Phase seines Unternehmens. Zuerst geliebt, dann geküßt und nun entführt. — Alle Chemänner werden ihn des Letzteren wegen ernstlich tadeln; so etwas ist unhöflich — ein Weib entführen: das ist nicht recht — einen armen Chemann mit seinen Hörnern und mit seinem Gram allein zurückzulassen, das ist hartherzig und unpolitisch; naamentlich unpolitisch, denn wollte man jede Helena entführen, wie viele Städte würden da nicht das Schicksal Trojas theilen? welches Elend würde aber über die Welt kommen? Paris, Wien und Berlin würden in Rauch und Flammen untergehn — aller Spaß hörte auf, mit den Nationalversammlungen hätte es ein Ende und mancher edle Ritter Schnapphahnski würde vergebens seine Veredsamkeit an den Mann zu bringen suchen.

Aber unser brauner Husar, mit den prallen jugendlichen Schenkeln und den lüsternen Augen, dachte weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft, als er die schlesische Helena lächelnd hinauf in den Wagen hob, um eiligest das Weite zu suchen.

Weshalb sollte er auch an die Zukunft denken? War die Gegenwart nicht schön genug? Ach, so herrlich fuhr es sich an der Seite des himmlischen Weibes. Die Vögel sangen, die Blumen schauten verwundert zu den Liebenden empor und die Rossen trabten hinweg ventre-à terre, und ihre Mähnen flatterten in dem Wind.

Die Küsse, die man in solchen Augenblicken küßt, müssen nicht mit Millionen

zu bezahlen sein. Glücklicher Schnapphahnski! Während er die Lust des Daseins schmeckte, lief dem geprellten Chemanne gewiß bei jedem Kusse, ohne daß er wußte weßhalb, ein eisiges Frößlein über den Nacken.

Wo war doch dieser Chemann? Es ist wirklich merkwürdig, die Chemänner sind tausendmal zu Hause, wenn es sich um eine wahre Lumperei handelt, aber der Teufel weiß, wie es kommt, daß sie stets abwesend sind, wenn es sich um ihre Frisur dreht.

Wer weiß, was aus der Frisur des Grafen S. geworden wäre, wenn nicht der Kutscher der Liebenden, ein tressengeschmückter Kerl, mit gewichstem Schnurrbart und schrägstehendem Hute, plötzlich die Zügel der Rosse fest angezogen, und vom Bock hinunter und an den Wagenschlag springend, dem schönen Paris, dem braunen freiwilligen Husaren Schnapphahnski mitgetheilt hätte, daß ganz gegen die Fabel, der ehrenwerthe Chemann, der Herr Menelaos, der Graf S., so eben im Begriffe sei, ihnen auf's gemächlichste entgegen zu reiten.

Man kann sich die Stimmung Schnapphahnski's denken; er begriff nicht, wie die unsterblichen Götter so unverschämt sein konnten, dem lustigsten Husaren ganz Schlesiens auf so erbärmliche Weise in den Weg zu treten. Aber in den gefährlichsten Momenten zeigt sich die Bravour eines sinreichen Junkers am eklatantesten.

„Gräfin“ — sprach er zu der zitternden Helena — „ich werde dich ewig im Herzen tragen. Aber so wahr ich Schnapphahnski heiße und vom reinsten preußischen Adel bin: höhere Rücksichten gebieten mir, in diesem Augenblicke auf dich zu verzichten, damit nicht aus deinem Raube ein zweiter trojanischer Krieg entspringe, städteverwüstend und hinraffend der Edlen viel aus der preußischen Heerschaar. Steige daher hinab auf die Landstraße, wo dich ein järtlicher Gatte mit den liebenden Armen umfangen wird, um dich zurückzuführen gen O. in Schlesien, wo das 4. Regiment der braunen Husaren steht, ein Regiment, dem ich auf ewig Lebewohl sage.“

Schnapphahnski schwieg und sein Herz klopfte wilder — der Herr Menelaos kam immer näher. Mochte die Thräne von den Wimpern der schönsten aller Frauen rieseln — galant bot ihr der kühne Ritter den schützenden Arm und hob sie hinab.

Schnapphahnski selbst kehrte aber zurück in die harrende Karosse; der Kutscher strich seinen Bart und:

„Treibend schwang er die Geisel und rasch hin trabten die Rosse“
und Schnapphahnski ward nicht mehr gesehen.

Was sagen meine Leser zu dieser Geschichte? Ist sie nicht werth von einem preußischen Homer besungen zu werden?

Der Raub der Helena unterscheidet sich von dem Raub der Gräfin S. nur durch die Pointe. Der erstere endete damit, daß Troja in Flammen aufging, der andere fand darin seinen Schluß, daß der Graf S., indem er seine Gemahlin nach Hause zurückführte, den jungen Schnapphahnski den — Stöcken seiner Lakaien empfahl.

Armer Schnapphahnski — — Rächenden Gespenstern gleich stehen die Bedienten des Grafen S. bis zur Stunde vor der Seele des irrenden Ritters. In der Stille des Gemaches, in dem Lärm der Gassen hat er keine Rast und keine Ruh. — O, die Bedienten des Grafen S.! O, die verfluchten Lakaien aus O.! Die Jahre sind geschwunden und glücklich würde Schnapphahnski sein — sitzt er nicht mit den Männern des Jahrhunderts auf ein und derselben Bank? lauscht nicht ein ganzes Volk seinen tönenenden Worten? Aber ach, will er sich seines Schicksals freuen, da zuckt er, da schreit er zusammen, denn sieh, durch das Wogen der Versammlung, über die Köpfe seiner Bewunderer schaut es plötzlich wie ein Gesicht aus O., wie ein Bedienter des Grafen S. — und tief verhüllt der edle Ritter sein erbleichendes Antlitz.

Zu den Eigenschaften eines Ritters ohne Furcht und Tadel gehört nicht nur ein kleiner Fuß, eine weiße Hand, ein kohlenschwarzer Schnurrbart, ein herausforderndes Profil, eine halbe Million, ein Dutzend Liebschaften — nein, auch ein Duell.

Ein glücklich überstandenes Duell verleiht dem Menschen einen eigenthümlichen Reiz. Ich rathe einem Jeden, sich wenigstens ein Mal in seinem Leben auf 14 Schritt mit Pistolen zu schießen. Das ist eine herrliche Sache. Die Frauen werden ihm artiger, und die Männer werden ihm höflicher entgegenkommen. Man weiß, er hat seine Sporen verdient, er hat den Augeln getrotzt, er hat sich als Mann gezeigt — kann man den Frauen ein größeres Vergnügen machen, als wenn man ihnen beweist, daß man ein Mann ist?

So auch dachte der Ritter Schnapphahnski, als er nach seinem unsterblich schönen Abentheuer mit der Gräfin S. wohlweislich den Weg zwischen die Beine nahm und sich auf eine unglaublich schnelle Weise aus dem Staube mache. Halte Gott vor Augen und im Herzen! heißt es in der Bibel. Halte die Lakaien des Grafen S. vor Augen und im Herzen! summte es in die Ohren Schnapphahnski's. Er sah ein, daß ihm in Schlesien weder Rosen noch Lorbeer, sondern nur Hasel- und Heinebüchenflöcke sprühen würden, daß er in der Gegend von O. nie auf einen grünen Zweig kommen, sondern daß die grünen Zweige, oder vielmehr die grünen Prügel nur auf ihn herunter kommen würden, und er zweifelte aus diesem Grunde daran, daß er es länger als Freiwilliger des 4. (braunen) Husarenregiments in O. aushalten könne, und mit einem Worte, der edle Ritter entfernte sich, Schnapphahnski nahm Reisaus.

Ach! noch so jung und doch schon so unglücklich! Der edle Ritter hätte über sich selbst weinen mögen. Aber was war gegen das häßlich-unerbittliche Schicksal zu machen? Der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erden kann das Geschehene nicht ungeschehen machen; selbst der Kaiser Nicolaus ist ohnmächtig in diesem Punkte ... Schnapphahnski begriff, daß er die schöne Gräfin S. keck entführt, und daß er sie feige verlassen hatte. Die Schande stand über seinem Leben so offenbar, wie die Sonne leuchtend über der Welt steht, und es handelte sich nur noch darum, wie man diese Sonne der Schmach am besten in den undurchdringlichsten blauen Dunst der Lüge verstecken könnte.

Ein Mann wie Schnapphahnski, wenn er eine Flasche Champagner getrunken,

drei Cigarren geraucht, und sich sechsmal verliebt im Spiegel angesehen hat, ist nie um eine erbauliche glaubhafte Lüge verlegen.

Der edle Ritter war keineswegs ein solcher Narr, daß er schon von vorn herein an seinem erfunderischen Haupte verzweifelte. Bin ich nicht Schnapphahnski, ein Mann wie ein Engel? rief er, den jugendlichen Schnurrbart streichend, und das ganze Firmament messend, mit den flammenden Blicken. Unser Ritter hatte Recht. Gewandt und hübsch machte er aus dem Abenteuer mit der Gräfin S. die schönste Duellgeschichte, eine Geschichte, so verwickelt, so verteuft verzwickt, daß zulezt Niemand mehr daraus klug wurde — die Lakaien des Grafen S. ausgenommen. — Die überstandene Gefahr eines erlogenem, aber nichtsdestoweniger frech ausposaunten Duells, sollte die nackte Schmach eines feigen Entrinnens in etwas verhüllen. Die Welt sollte glauben, daß der edle Ritter unglücklich geliebt, sich furchtbar geschossen habe — mit einem Worte, Schnapphahnski hat Alles, was ein ehrlicher Mann thun kann, um aus einer schlechten Sache eine brillante Historie zu machen, und keck stürzte er sich wieder in den Strudel der vornehmen Welt — natürlich aber nicht in der Nähe der Lakaien des Grafen S.

Mit ihrem Erfinder reiste auch die Fabel in die Welt hinein, und wie sie von Mund zu Munde ging, da nahm sie natürlich auch an Abentheuerlichkeit zu, so daß unser Schnapphahnski nach kaum einem Vierteljahr schon weit und breit als einer der wührendsten Raufbolde, als einer der schrecklichsten Duellantengen bekannt war.

Unser Ritter war glücklich; aber ach, er hatte vergessen, daß es nichts Gefährlicheres auf Erden gibt, als Ruhm. Unberühmte Leute können die besten Gedichte machen, die schlechtesten Prozesse gewinnen, und die ausgezeichnetsten Reden halten: man verzeiht ihnen das Alles; aber wehe dir, wenn du ein bekanntes Haupt bist, da passt man dir auf die Finger, und du magst dich drehen und wenden, wie du willst, es sitzt dir irgend ein Teufelskind im Nacken, und erinnert dich daran, daß du ein sehr sterblicher und vergänglicher Mann bist.

Der edle Ritter Schnapphahnski fand sein Teufelskind, den Kobold seines Lebens in einem gewissen Grafen, in einem Manne, der Zeit seines Lebens die Menschen lieber lebendig als todt fraß, lieber mit Haut und Haar, als gestoost und abgekocht, lieber roh und ohne alle Zuthat, als mit Eßig, Del, Pfeffer, Salz und Mostert. Graf G. ist wo möglich noch einer der kühnsten und ehrlichsten Degen, die der preußische Adel aufzuweisen hat; ein Mann, der auf seinem Rosse die steilste Treppe hinangaloppirt, der seine Pistole so sicher schießt, wie der alte Lederstrumpf seine lange Flinte, und der den Säbel mit einer solchen Gewissenhaftigkeit zu führen weiß, daß ich ihn, nämlich den Herrn Grafen G., hierdurch aufs Höflichste gebeten haben will, mir doch stets drei Schritte vom Leibe zu bleiben, sime malen ich nicht die geringste Lust verspüre, ihm zu fernerer Erprobung seines schauerlichen Handwerks an meinem Leibe Gelegenheit zu geben.

Graf G. hörte von den Thaten Schnapphahnski's und es versteht sich von selbst, daß ihn sofort die Eifersucht stachelte, um aus der Haut zu fahren, um verrückt zu werden. Ueberall, wo er ging und stand, immer Schnapphahnski und

ewig Schnapphahnski! Graf G. gerieth zulezt in ein wahres Delirium, in einen St. Veitstanz, wenn man ihn nur im entferntesten an unjern Ritter erinnerte, seine Hengste spornte er blutig, er prügelte Hunde und Bedienten und Alles nur wegen des verfluchten Schnapphahnski.

Am aller Begreiflichsten ist es indeß, daß Graf G. zulezt keinen anderen Wunsch mehr auf Erden kannte, als unserm Ritter einmal auf den Zahn zu fühlen.

Leider wollte sich hierzu aber nie eine Gelegenheit finden. Schnapphahnski war der liebenswürdigste Mensch von der Welt, bethörend bei den Weibern und schlau bei den Männern. Er war allmählig zu der Überzeugung gekommen, daß das Leben kostspielig ist, sehr kostenspielig. Trotz aller äußern Bravour glaubte er in der Tiefe seiner Seele an den 10. Vers des neunzigsten Psalms, wo da geschrieben steht, daß unser Leben siebenzig Jahre währt, und wenn's hoch kommt, achtzig und daß es kostlich gewesen ist, wenn es Mühe und Arbeit gewesen und daß es schnell dahin fährt, als flögen wir davon.

Dachte er aber gar an den Grafen G., so ging es ihm nicht anders wie mir: er hätte sich lieber mit dem Pferdefuß des Satans herumgeschlagen, als mit der Klinge jenes furchterlichsten aller modernen Menschenfresser.

Aber was hilft es, wenn die Unsterblichen nun einmal beschlossen haben, daß einem das Schicksal ein Bein stellen soll?

Schnapphahnski hatte eines Abends die Unvorsichtigkeit begangen, seinem treuesten Freunde unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mitzuteilen, daß die Schwester des Grafen G. — meine Leser müssen entschuldigen, wenn ich ihnen eine der galantesten Lügen der neueren Zeit nicht zu wiederholen wage — genug, unser Ritter ließ sich durch seine Phantasie zu einer Mittheilung verleiten, die, eben weil sie unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit geschah, auch schon am nächsten Morgen von dem treuesten aller Freunde dem Grafen in ihrer ganzen Frische wieder überbracht wurde.

Graf G. fluchte wie ein Christ und wie ein Preuse. Er nahm seinen Säbel von der Wand und er nahm seine Pistolen — o, armer Schnapphahnski! Doch was soll ich weiter erzählen? Es versteht sich von selbst, daß Graf G. in der Wohnung unsers Ritters eher den Vater Abraham hätte antreffen können als den Herrn von Schnapphahnski.

Ja wahrhaftig, wie der edle Ritter einst dem chrenwerthen schlesischen Me nelaos die Landstraße geräumt und die liebenswürdigste Frau überlassen hatte, so ließ er diesmal dem kriegerischen Grafen G. die Überzeugung zurück, daß ein Mann wie Schnapphahnski eine viel zu feine Nase hat, um nicht das Pulver auf wenigstens tausend Schritte zu riechen — mit einem Worte: Menschen Ernst hätte nicht schneller davon laufen können, als der berühmte Ritter Schnapphahnski.

Die böse Welt erzählt von einer großen, unerbittlichen Heißjagd, die jetzt ihren Anfang nahm. Fabelhaft war die Eile des Ritters Schnapphahnski. Wie die brennende Sonne den bleichen Mond verfolgt, so folgte der zornglühende Graf dem angstblassen Ritter. Da war kein Hôtel, kein Salon zwischen Dresden, Ber-

lin und Wien, da war kein Ort in dem ganzen östlichen Deutschland, der nicht untersucht wurde, in dem man sich nicht aufs Angelegenste nach Sr. Hochgeboren dem Ritter Schnapphahnsti erkundigte. Doch die Distanz wurde immer kleiner; immer näher rückte der Graf auf des Ritters Pelz — in Troppau in Oesterreich stehen unsere Helden endlich mit den krummen Säbeln in den Fäusten einander gegenüber.

Der edle Ritter kann seinem Schicksal nicht mehr entrinnen. Graf G. versteht keinen Spaß. Der Kampf beginnt. Seit Sir John Falstaff auf der Ebene von Shrewsbury mit dem Schotten Douglas aneinander war, gab es kein so fahmoses Treffen mehr auf der Welt, als das unserer Helden in Troppau.

„So fiel ich aus und so führt' ich meine Klinge!“ hatte der edle Ritter manchmal renommiert, wenn er den Damen seine Abentheuer schilderte. Jetzt war die Stunde gekommen, wo er das in der That und in der Wahrheit durchmachen sollte, was er früher so oft im Geist und in der Lüge erlebte.

Schnapphahnsti empfahl sich dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, er setzte den einen Fuß vor, er erhob den Säbel und die Paukeri ging los. Graf G. schlug drein wie der leibhaftige Teufel. So ein Eisenfresser hat kein Mitleid — armer Schnapphahnsti! Der edle Ritter fühlt, daß er es mit dem Bruder einer schönen Schwester zu thun hat, aber er wehrt sich so gut er kann. Da fehlt er zum ersten Male und die Klinge seines Gegners fährt ihm über den Leib, so nachdrücklich, so impertinent unhöflich, daß Graf G. nicht anders meint, als daß der Ritter in's Gras beißen und das Zeitliche segnen müßte. Schnapphahnsti denkt aber nicht daran; ein leises Frösteln rieselt ihm über den Nacken, er schlüttelt sich und wiederum steht er da in der alten Parade: „So fiel ich aus und so führt' ich meine Klinge!“

Graf G. macht da den zweiten Ausfall! abermals klirren die Säbel und zum zweiten Male besiegt unser Schnapphahnsti einen Schmitz, der dem besten Chorburschen Heulen und Zähneklappern verursacht haben würde, vor dem unser Ritter aber nur leise stutzt und momentan zurückweicht, um sich sofort wieder zu sammeln und seine frühere Stellung einzunehmen. Graf G. ist über das zähe Leben seines Feindes nicht wenig erstaunt; er kennt doch die Force seines Säbels; er weiß, was in früheren Jahren seinen Hieben zu folgen pflegte und schäumend vor Wuth, daß seine besten Schläge ohne Erfolg bleiben, stürzt er zum dritten Male in den Kampf und wiederum rasseln die Klingen, daß die Lüfte schwirren, daß allen beiden Kämpfern Hören und Sehen vergeht.

Da trifft der Säbel des Grafen zum letzten Male und Schnapphahnsti taumelt todtenbleich zu Boden — o armer Mann! Die Klinge hat den Kopf nicht berührt, sie machte eine Reise über Schulter und Brust — die Kleider hängen in Fetzen herunter — o unglückseliger Ritter! Fallen in der Blüthe der Jugend, ein Mann, so schön und so glücklich — es ist hart! Da kniet der Graf an seinem Opfer nieder — Sekundanten sind nicht zugegen, die Tollkünen haben sich ohne weiteres geschlagen. — Graf G. reißt die Kleider seines Gegners auf; er erwartet nichts anders, als eine klappende Wunde von ein bis zwei Zoll, es wundert



So hieb ich aus und so führt ich meine Klinge.

Univ. Bibl.
München

ihn, daß nicht das Blut schon hervorspritzt. Da ist er mit dem Losknöpfen des Rockes fertig, zu seinem Entsezen zieht er — ein nasses seidenes Sacktuch aus dem Busen seines Feindes. Er weiß nicht, was dies bedeuten soll; noch immer kein Blut; er greift abermals zu — ein zweiter Foulard! Zum dritten Male untersucht er — ein drittes Sacktuch! und so: ein, zwei, drei, sechs, acht zieht der erstaunte Graf einen nassen Lappen nach dem andern vom Körper des Ritters, bis zuletzt unser guter Schnapphahnski seiner Hülle baar, als ein vollkommen unverletzter, höchst liebenswürdiger junger Mann am Boden liegt. — O Reinecke! Reinecke! O berühmter Ritter Schnapphahnski! Du hattest dein zweites Abentheuer überstanden. Zuerst die Gräfin S. und dann der Graf G. O denke an die Lakaien zu O. in Schlesien, o denke an das Duell von Troppau.

Man erzählt, Graf G. sei unwillig aufgesprungen; er habe ausgespuckt, sich auf sein Pferd geworfen und das Weite gesucht. Schnapphahnski gewann nach einiger Zeit die Bestimmung wieder; er sammelte die umherliegenden Tücher und steckte sie vorsichtig in die Taschen. Sein Bedienter brachte ihn, leiblich sehr erschöpft, aber geistig ungemein heiter, in die nächste Herberge.

Nach dem Abentheuer in Troppau treffen wir Herrn von Schnapphahnski zunächst in Berlin. Eine interessante Blässe lagert auf seinem Gesichte und es versteht sich von selbst, daß der schöne schwarze Bart des Ritters dadurch nur um so vortheilhafter an's Licht tritt. In Schlesien war unser Ritter ein verliebter Husar, in Troppau erscheint er als renommirender Duellant — in Berlin ist er Flaneur.

„Salamanca's Damen glühen
Wenn er durch die Straßen schreitet:
Sporenklirrend, schnurrbartkräuselnd
Und von Hunden stets begleitet.“

Gibt es etwas schöneres, als flaniren? Der Haupttreiz des süßen Reichthums besteht übrigens nicht darin, daß man überhaupt sporenklingend und schnurrbartkräuselnd durch die Straßen schreitet, sondern, daß man gerade dann flanirt, wenn alle andern Leute wie die lieben Zugstiere arbeiten müssen.

Ich bin fest davon überzeugt, ein westindischer Pflanzer fühlt sich nicht nur deswegen so wohl in seiner Haut, weil er jedes Jahr an seinen Plantagen diese oder jene Summe profitirt; nein, sondern nur aus dem Grunde scheint ihm das Leben um so wonniger, weil er eben dann recht wohlgefällig seine Havanna-Cigarren rauchen kann, wenn um ihn her die schwarzen Afrikaner in der Gluth der Sonne und unter der Wucht der Arbeit zu vergehen meinen.

Hole der Teufel die Flaneure und die westindischen Pflanzer. Die Proletarier werden einst die ersten und die Sklaven die letzteren tott schlagen. Ja, thut es! es ist mir ganz recht — aber nur einen verschont mir: den Ritter Schnapphahnski!

Unser Ritter gefiel sich in Berlin ausnehmend. Nichts konnte natürlicher sein. Berlin, die Stadt, wo sich der Thee und das Weißbier den Rang streitig machen, wo die schönsten Garde-Offiziere und die schönsten Frauen in schlanken Taillen wetteifern, und wo jeder Edelsteiner wenigstens etwas Bildung besitzt,

wenn auch nur für einen Silbergroschen — Berlin war der Ort, wo unser Ritter am ersten hoffen durfte, eine vermehrte und verbesserte Auslage seiner Blama- gen erscheinen zu sehen.

Schnapphahnski war allmählig in der Liebe Gourmand geworden. Die süße, sanfte Unschuld hatte er satt. Er sehnte sich nach weiblichem Caviar — — ein Blaustrumpf, eine Emanzipirte, eine Gistimischerin! — es war unserm Ritter einerlei. Nur starker Tabak, nur Furore!

Man begreift solche Gelüste, wenn man bedenkt, daß der edle Ritter nach der letzten Affaire in Troppau wenigstens für ein ganzes Jahr so blasirt war, wie eine franke Ente.

Der Zufall wollte es, daß die Augen Schnapphahnski's auf die göttliche Carlotta fielen Er hatte gesunden, was er suchte. Nichts konnte erwünschter sein, als ein Roman mit einer geistreichen Schauspielerin, und nun vor allen Dingen die Bekanntschaft mit einer Carlotta, die gerade damals in das Nachtgebet jedes Gardesleutnants eingeschlossen wurde, deren Besitz nicht mit einer Million aufzuwiegen war! Schnapphahnski hatte nicht so unrecht.

Der Besitz einer Schauspielerin hat darin sein pikantes, daß man in ihr eben das besitzt, was allen Menschen gehört. In einer Schauspielerin umarme ich gewissermaßen die Lust und die Freude einer ganzen Stadt, eines ganzen Landes, eines ganzen Welttheils. Nichts ist begreiflicher, als daß Herr Thiers eine Rachel liebt — —

Dieselbe schneeweisse Hand, die nach dem Fallen des Vorhangs noch vor allen Blicken flimmert: ich darf sie zu süßem Kuß an meine Lippen drücken; derselbe kleine Fuß, der noch durch das Gedächtniß von tausend Rivalen schreitet: ich darf ihn ruhig und siegesgewiß betrachten, wenn er gleich einem seligen Räthsel unter dem Saum des Kleides hervorschaut, oder vor der Gluth eines Kamines zu einsamen Scherzen seiner lieblichen Formen zeigt. Eine Carlotta, eine Rachel, eine Donna Anna, oder eine Donna Maria unter vier Augen, ist ein Triumph über die Jeunesse dorée von halb Europa.

Könnte es anders sein, als daß unser Lion Schnapphahnski sofort den Entschluß faßte, das Herz Carlottens zu erobern, koste es was es wolle? Er machte sich auf der Stelle an die Arbeit. Zur Belagerung eines Herzens gehört der gewohnte Kriegsapparat. Ein paar Tausend Seufzer und einige Hundert Weh's und Ach's dringen gleich zitternden Truppen zuwörderst auf den Gegenstand der Blokade ein. Als Faschinen, zum Ausfüllen hinderlicher Sümpfe und Gräben, bedient man sich einiger Dutzend Beilchen- und Rosensträuße. Das Trompetensignal des Angriffs besteht aus einem Ständchen von Flöten und Fiedeln, dem man indeß noch eine Aufrichtung zur Uebergabe in möglichst gelungenen Stanzen und Sonnetten vorhergehen läßt. Sieht man, daß mit Güte nichts auszurichten ist, so wirft man einige Brandraketen in Gestalt der glühendsten, verzweifeltesten Blicke und läßt, je nachdem es ist, auch das schwere Geschütz der herzinnigsten Flüche und Verwünschungen mitspielen. Hat man den Angriff eine Zeit lang unerbittlich fortgesetzt, so macht man einmal eine Pause und läßt durch einige Boten,

die gleich krummen Fragezeichen um die Mauern der Geliebten schleichen, bei irgend einer alten Thür- oder Thorwächterin die Erfundigung einzehlen, ob die hartnäckige Schöne nicht bald Miene mache, das Gewehr zu strecken. Wird dies verneint, so beginnt man das Feuer wüthender als je zuvor. Man schwört bei allen Göttern, daß man sich eher selbstmorden, ja, daß man lieber wahnsinnig werden wolle, als von seinem Verlangen abstehen, und man geberdet sich auch sofort wie ein betrunkener Täuberich und ruht nicht eher, als bis man Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt und sich ruinirt hat an Wiz, Leib und Beutel.

»Es ist eine alte Geschichte

Doch bleibt sie ewig neu —«

Schnapphahn'ski belagerte seine Carlotta mit einer wahrhaft horntollen Beständigkeit.

Aber ach, es war alles umsonst. Der edle Ritter seufzte seine besten Seufzer, er warf seine glühendsten Blicke, er erschöpfte „seine ganze Kriegskasse“ und doch sah Carlotta noch immer von der Bühne hinab in das Parquet, wo stets an derselben Stelle, rein aus Zufall, ein wahrer Adonis von einem Gardeoffizier stand und mit der lebendigen Künstlerin das Kreuzfeuer der verliebtesten Blicke führte.

Da sammelte der edle Ritter seine Gedanken um sich, wie einen Kriegsrath und beschloß, die Belagerung aufzuheben. Man glaube indeß ja nicht, daß Herr von Schnapphahn'ski ein solcher Narr gewesen wäre, um rein als Geprésster von dannen zu ziehen. Gott bewahre! Der Mann, der die Gräfin S. auf der Landstraße aussetzte und die Hiebe seines Gegners mit nassen Sacktüchern parirte, er wußte auch jetzt seine Ehre zu retten.

Tiefstinnig schritt er unter den Linden auf und ab und nachdem er einen Morgen und einen Nachmittag mit sich zu Rath gegangen war, ließ er plötzlich am Abend anspannen und seinen leeren Wagen vor das Hotel Carlottens fahren.

Der Wagen stand dort den Abend, er stand die Nacht hindurch und er stand bis zum Morgen. Ruhige Bürger, die eben nicht ganz auf den Kopf gefallen waren, stießen einander an, wenn sie die Karosse sahen, und blickten dann schmunzelnd hinauf zu dem Fenster der Künstlerin.

Naseweise Literaten und spitzfindige Justizräthe schauten sogar auf das Wappen und die Livrée des Kutschers, indem sie bedenklich die Köpfe schüttelten und dann unter allerlei kuriosen Gesprächen nach Hause schritten. Einige Offiziere stützten aber erst vollends. — Zufällig war unter ihnen auch jener Adonis aus dem Parquet des Schauspielhauses! Er weiß nicht, was er sieht, er reibt sich die Augen, er fühlt an seinen Kopf, um sich davon zu überzeugen, ob ihn das Schicksal wirklich mit einem jugendlichen Hornschmuck geziert hat und den Säbel in der Faust, dringt er dann in Carlottens Wohnung. — —

Er findet die Künstlerin mutterseelen allein in ihrem Zimmer — sie empfängt ihren Adonis, wie es einer Venus zukommt.

Erst mit dem Morgenrot ist die Karosse Schnapphahn'ski's verschwunden. Berlin erwacht zu geschäftigem Treiben. Trödler und Eckensteher murren über das Pflaster. Karren und Droschken rasseln vorüber, Handwerker und Kaufleute eilen

an ihre Arbeit und fast der einzige Mensch, der erst sehr spät und äußerst langsam in die Stadt hinunterflaniert, das ist wieder niemand anders, als unser berühmter Ritter Schnapphahnski. — —

Er sieht etwas leidend und angegriffen aus, seine Augen glänzen feucht-melancholisch und der schöne Kopf mit dem feinen Hute hängt sinnend hinab auf die seufzergeschwere Brust. Da schleicht der Ritter nachlässig scharwenzelnd in den nächsten Salon und wirft sich gähnend auf den Divan. „Theurer Ritter, auf Ehre, was fehlt Ihnen?“ fragen einige Bekannte, als sie ihren Freund in so weicher, schmerzlicher Stimmung sehen. Keine Antwort. Die Lippen Schnapphahnski's umspielt ein mildes Lächeln. „Auf Seele, Ritter,“ fährt man fort, „es scheint Ihnen etwas Ungewöhnliches passirt zu sein!“ Schnapphahnski reckt einmal alle Glieder. Eine halbe Stunde verstreicht so, da hat der Ritter die Aufmerksamkeit seiner liebenswürdigen Umgebung bis auf's Höchste gesteigert; auf's Neue bestürmt man ihn mit Fragen, er kann nicht mehr widerstehen und gleichgültig wirft er die Worte: „die vorige Nacht“ — „bei Carlotta“ hin — und rings entsteht das freudigste, interessanteste Erstaunen!

Man sieht, die Aventüren unseres Ritters werden immer delikater. Zuerst eine wirkliche Liebschaft, die zwar mit der erbärmlichsten Pointe schließt, deren eine Liebschaft fähig ist, die aber wenigstens bis zum Augenblick der Pointe alle süßen, schauerlichen Phasen durchmacht und den Eindruck bei uns zurückläßt, daß es dem edlen Ritter wenigstens ein Mal in seinem Leben gelang, eine Frau zu erobern, und ein Herz zu besitzen. Schade, daß die Stöcke der Lakaien des Grafen S. sich an dieses erste Abentheuer reihen!

Dann die zweite Aventüre. Sie drehte sich ebenfalls um das schöne Geschlecht. Der Ritter besitzt aber schon nicht mehr, nein, er intrigirt nur. Die Sache läßt sich aber trotzdem noch hören, weil ein Duell daraus entsteht; ein Duell mit einem Grafen G., einem wahren Eisenfresser; ein Duell mit krummen Säbeln, und wir sind schon auf dem Punkte, uns mit der Geschichte zu versöhnen, als plötzlich jene erbauliche Wendung mit einem Dutzend nasser Sacktücher eintritt und wir nur zu sehr fühlen, daß der Ritter eine bedeutende Stufe gesunken ist.

Doch ach, jetzt die dritte Affaire mit Carlotta! Zu dem Ekel, den uns das galante Malheur Sr. Hochgeboren verursacht, gesellt sich der bedauerliche Eindruck der gewöhnlichsten Lügen, der blassesten Renommage. Wir sehen den Ritter auf dem Divan liegen, umringt von jungen Offizieren, den physischen Kauenjammer der Liebe heucheln — und es wird uns traurig zu Muthe!

Aber so war es. Wer weiß, in wie weit es Herrn von Schnapphahnski gelungen wäre, seine Umgebung zu täuschen, und jenes selige Ermatten einer glücklichen Nacht täuschend nachzuahmen, wenn sich nicht plötzlich der süße Adonis Carlottens an der andern Seite des Salons emporgerichtet und den renommirenden Ritter, seiner erbärmlichen Lüge wegen, ohne weiteres auf Pistolen gefordert hätte. Was sollte der Ritter thun? Er fühlte, daß er wieder einmal eine Stufe sinken müsse; er wußte aus eigener Erfahrung, daß er im Duell eben kein Heros war, und die Lust des Lebens und die Hoffnung einer bessern Zukunft in Erwägung



Die vorige Nacht
bei Carlotta!

Univ. Bibl.
München

ziehend, entschloß er sich daher, eine gute Miene zu dem bösen Spiel zu machen und in Gegenwart sämtlicher Offiziere die schriftliche Erklärung abzugeben, daß er der größte Lügner sei und aufrichtig bedaure, die Reize der schönen Carlotta durch das Manöuvre mit dem leeren Wagen auf so unnötige Weise verdächtigt zu haben.

Diese Erklärung des berühmten Ritters Schnapphahnſki befindet sich noch heutigen Tages in dem Archiv eines der Berliner Gardeoffizier-Corps.

Treue Freunde des Ritters Schnapphahnſki, bedauern wir mit ihm die harte Prüfung, die das Schicksal in Folge jenes bekannten Abentheuers mit der göttlichen Carlotta über ihn verhängte. Die Moral der Geschichte war, daß weder mit einem schönen Frauenzimmer noch mit einem Garde-Offizier zu spassieren ist und daß man nicht den Wüstling und den Bramarbas herausbeissen soll, wenn man wirklich nur ein so unschädlich liebenswürdiger Mann, wie der Ritter Schnapphahnſki ist. Der Adonis Carlotten's, der Gardelieutenant von W.-M., dessen tugendhafte Entrüstung wir nicht genug anerkennen können, war schuld daran, daß unser Ritter für einige Zeit die Einsamkeit suchte, um in stillen Betrachtungen jene Ruhe des Gemüthes wiederzufinden, die er auf so leichtsinnige Weise verscherzt hatte. Zu der Furcht vor den Lakaien aus O. und zu den unangenehmen Erinnerungen aus Troppau gesellte sich nun noch die Angst vor dem verhängnisvollen Dokumente der Berliner Offiziere und wir brauchen wohl nicht zu verschern, daß das Eine oder das Andere manchmal sehr störend auf die Morgenträume unseres Helden einwirkte. Der jugendlich kühne Flug unseres Ritters war gelähmt; wie mancher andere ehrliche Mann fühlte er allmählig, daß er dem Strafenkofthe näher war als den Sternen, und daß der schöne schwarze Schnurrbart vielleicht das Beste an dem ganzen Menschen sei. Diese und ähnliche melancholische Gedanken waren indes nur vorübergehend; der Ritter war von zu guter Klasse, als daß er das Leben nicht von der heitersten Seite aufgefaßt hätte.

Mag es dir noch so schlecht gehen, sagte er oft zu sich selbst, zum allerwenigsten kannst du doch noch immer ein ausgezeichneter Diplomat werden! Dies tröstete Herrn von Schnapphahnſki.

Wir werden später sehen, wie unser Ritter diesen diplomatischen Gelüsten wirklich Luft mache. Ehe wir dazu übergehen, wollen wir ihm noch etwas durch die labyrinthischen Gänge seines Berliner Daseins folgen.

Wie gesagt, durchlebte der Ritter nach seiner letzten Prüfung eine Periode der Erniedrigung. Zuerst liebte er eine Gräfin, dann eine Carlotta, jetzt sollte er unter das Corps de Ballet gerathen — zwei leidliche Beine hatten Eindruck auf unsern Ritter gemacht. Wir bitten unsere Leser, wegen dieser ungemeinen Wahrheitsliebe auf's Demuthigste um Verzeihung.

Die Beine des Ballets waren damals in Berlin en vogue. Der höchste Geschmack hatte sich dazu herabgelassen und wir würden ein Verbrechen begehen, wenn wir nachträglich darüber spötteln wollten. Nebrigens schwärmen wir selbst für den Tanz. Giebt es etwas reizenderes, als die süße Musik der Schenkel? Giebt es etwas berauschenderes, als wenn eine Fanny Elsler ihre Bach'schen Tugen, eine Taglioni ihre Beethoven'schen Symphonien und eine Grisi ihre wei-

chen, wollüstigen Donizetti'schen Arien tanzt? Gedesmal, wenn ich die Grisi sah, da war ich fest davon überzeugt, daß Gott den Menschen nur der Beine wegen geschaffen hat; gern hätte ich mich körpern lassen, es wäre mir einerlei gewesen; ich hielt den Kopf für werthlos und ich begriff nicht, weshalb die Beine nicht die Ehre haben, oben zu stehen und weshalb der Kopf nicht nach unten geht — mit einem Worte: die Beine hatten meinen Verstand auf den Kopf gestellt. Ist es die Kraft des kleinen Fußes, aus dem das Bein so schlank emporsteigt wie ein Lilienstiefel aus der Wurzel, der den ganzen Leib so graziös zu tragen weiß, wie der Stamm einer Fächerpalme seine prächtig harmonische Krone — oder ist es der Schwung des ganzen Körpers, wenn er in sanften Wellenlinien melodisch dahinschaukelt und all' unsere Gedanken mit fortreist in das wogende Meer der Sinnlichkeit — was uns dem Tanz einer Grisi mit wahrhaft religiöser Andacht zuschauen läßt? Ich weiß es nicht, aber ich danke dir Mutter Natur, daß du nicht nur deine Vulkane ihre Flammen gen Himmel schleudern und deine tannenbewachsenen Felsen so herrlich mit blitzendem Schnee prangen läßt, sondern daß du auch Rosen und Lilien geschaffen hast und ich liebe dich, weil du so graziös und so bezaubernd bist, herab von den ewigen Sternen, dort oben in dem Blau der Unendlichkeit bis hinunter in die Fußspitze eines schönen Weibes.

Aehnliche, wohlseile Betrachtungen durchzuführen auch den Ritter Schnapphahnski, als er nach einigen aufmerksamen Studien, zwar nicht Helenen in jedem Weibe und nicht die Grisi in jeder Korpspringerin entdeckte, wohl aber die Bemerkung machte, daß auch in der untern Sphäre der menschlichen Gesellschaft für Geld und gute Worte des Süßen viel zu erwarten ist. Es rieselt uns kalt über den Rücken — — zum ersten Male müssen wir von Geld und zugleich von Liebe sprechen. Ja, wahrhaftig, wir sehen unsern Ritter abermals eine Stufe hinabrutschen — was ihm früher die Götter aus freien Händen gegeben: er kauft es!

Liebe kaufen! Giebt es etwas Gemeineres? Als einst am 1. Mai die Welt begann — ich glaube nämlich, daß die Welt am 1. Mai ihren Anfang nahm und nicht am 1. Januar, wie man fälschlich vermuthen möchte, sintelal die armen nackten Menschen, da sie nicht mit Stiefeln und Sporen auf die Welt kamen, ja im Januar sofort wieder erfroren wären — als, wie gesagt, die Welt am 1. Mai ihren Anfang nahm und die goldene Sonne lachte und die Blumen dufteten und die Quellen rieselten, da sprach der Spatz zu der Spätzin: Spätzin, ich achte dich! Da sprach der Haifisch zu seines Gleichen: Fräulein Haifisch, ich verehre Sie! Da brüllte der Löwe zu der Löwin: Löwin, Du gefällst mir! und der Mann sprach zum Weibe: Frau ich liebe Dich! Das war eine schöne Hochzeit. Man trank Burgunder und aß Austern nach Herzenglust. Menschen und Thiere saßen in bunter Reihe und als das Banquet vorüber war, da fielen sich die Spatzen in den Lüsten an, die Haifische im Wasser, die Löwen in der Wüste und die Menschen in Ninive, Babylon, Bagdad, Petersburg, Paris, Wien, Breslau u. s. w. Lange Zeit gieng dies gut. Die Männer, fanden stets ihre Frauen und die Frauen ihre Männer, was die vielen artigen Buben und Mädchen bezeugen, die heuer in der Welt herumstreichen und die Männer und die Frauen nahmen sich einander, wie es gerade kam, so und so.

Als denn aber mit der Zeit die Zahlen und das Geld erfunden wurden und das Wechselrecht und die politische Dekonomie und als die Menschen immer klüger und gescheidter wurden und folglich immer eitler und wählerischer, da hörten sie auch allmählig auf, sich so ohne weiteres zu lieben und jeder trachtete nur daran, sich eine solche Frau zu verschaffen, wie sie gerade für seinen Beutel, für seine Wechsel oder für seine Dekonomie passte. Mit einem Worte: Es stellte sich eine durch Interessen geregelte Nachfrage nach Menschen ein, der durch eine angemessene Zufuhr begegnet wurde. Der Weltmarkt der Heirath begann, die Männer und die Frauen fingen an sich gegenseitig zu kaufen! — Von diesem Augenblick an kann man alles Unglück dattren. Die Dekonomie war in die Liebe gefahren, der Mensch wurde ein Artikel, der nun hinsort von der Nachfrage und der Zufuhr abhing und alle Leiden der Überproduktion mit der Wolle, der Baumwolle, dem Flachs u. s. w. theilte. Wer nicht ein verheiratheter Gardemajor, ein Landgerichtsrath, ein Banquier, ein Bischof wurde, der sank zu einem Schneider, zu einem Steinklopfer, zu einem Taglöhner, oder dergleichen hinab und die lieblichen Weiber, die keine Gräfinnen, Hauptmänninnen, Kaufmannsfrauen oder sonst etwas wurden, die endeten als Gemüseweiber, Bajaderen und mitunter auch als Ballettänzerinnen.

Eine solche, aus der Überproduktion hervorgegangene Ballettänzerin, kaufte sich unser Schnapphahnski. Armes Kind! Wenn Du getanzt hastest, so mußtest Du lieben — weder aus Liebe tanzen, noch aus Liebe lieben, sondern tanzen und lieben, des lieben Brodes wegen — den Brodtanz der Liebe!

Doch unser Ritter hatte ein ritterliches Herz. Eines Tages, als er die Reize seiner Schönen genugsam bewundert, als er ihren Fuß gefüßt, ihre Taille umfangen und ihre schwarzen Flechten um die weiße patrizische Hand gewickelt hatte, da schwur er bei allem, was ihm heilig war, bei den Lakaien in O., bei dem Duell in Troppau und bei dem Hohnlächeln Carlotten's, daß er ihr, seiner Tänzerin, einen Schmuck kaufen sollte, reich wie ihre Haarwellen, funkelnnd wie ihre Augen und ihre schneidigen Zähne.

Hat ein Schnapphahnski je sein Wort gebrochen? Zum nächsten Juwelier ging er und so wahr, wie er keine Friedrichsd'or in seiner Kriegskasse hatte, kaufte er einen Schmuck, der einer Gräfin S., einer Schwester des Grafen G. oder einer Carlotta würdig gewesen wäre. Schnapphahnski hatte Credit — gerade so viel Credit wie ein Ritter ohne Furcht und ohne Tadel haben kann, ein Ritter, der noch einmal Deputirter, Diplomat oder noch etwas schlimmeres werden konnte...

Neberglücklich war die Tänzerin — bisher hatte sie sich nur das liebe Brod ertanzt, jetzt einen demantenen Schmuck erliebt! Der Name Schnapphahnski stand leuchtend in ihrem Herzen angeschrieben.

Doch überlassen wir die Tänzerin ihrer Freude an den blitzenden Steinen und den Juwelier seiner bangen Erwartung einer baaren Zahlung. Wir müssen nämlich darauf zurückkommen, daß der edle Ritter, während er auf der einen Seite alle Seligkeiten kostete, die ein Engel des Himmels nach dem Schluß der Oper zu bieten im Stande ist, sich auf der andern ernstlich damit beschäftigte, einen Posten im diplomatischen Corps zu erobern. Der edle Ritter sah ein, daß man nicht allein

von der Liebe leben kann, sondern daß die Liebe sogar sehr kostspielig ist; selbst wenn man bei seinem Juwelier die billigsten Zahlungsbedingungen hat. Herr von Schnapphahnski besann sich daher, ob er außer seinen gesunden Lenden und außer seinem bewunderungswürdigen Schnurrbart, nicht auch noch einige andere vortheilhafte Eigenschaften und namentlich so viel Grüze besäße, als man im schlimmsten Falle einem diplomatischen Kandidaten zutrauen möchte. Nachdem er sich mehrere Tage lang den Kopf darüber zerbrochen hatte, fand er endlich, daß die heilige Wissenschaft leider keinen besonderen Stapelplatz für ihre Schätze darin angelegt hatte. Sein Schädel war klar und durchsichtig wie eine Flasche Wasser und auf der kalten Lüneburger Haide seines Gedächtnisses tummelte sich freilich manche galante Erinnerung herum, aber leider nichts von alle dem, was die Natur dem Menschen zu erobern überlassen hat. Mit jener liebenswürdigen Frechheit, die einem Mann von Adel eigenthümlich ist, griff unser Ritter daher in den großen Haufen der bürgerlichen Kanaille, in die Reihen jener Lastthiere der Kunst und der Wissenschaft, die die imaginären Goldklumpen ihres Geistes hin und wieder in das preußische Kurant der Wirklichkeit zu verwechseln pflegen. Mit einem Worte, der Studiosus Pl—r war so gefällig, der unsterblichen Seele des Ritters mit einigen Probearbeiten zu Hülfe kommen, die sofort an den gehörigen Ort weiterbefördert wurden und natürlich für die enormen Kenntnisse des Ritters den unzweideutigsten Beweis lieferten.

Wer weiß, zu welchem Posten man den gelehrten Ritter sofort befördert hätte, wenn nicht plötzlich die früheren Aventüren Sr. Hochwohlgeboren auf eine sehr schauerliche Weise bekannt geworden wären! Schon ging man mit dem Gedanken um, den Ritter der Weltgeschichte zu übergeben, da ragten mit einem Male die Stöcke der Bedienten aus D. in Schlesien in die Scene hinein, da erklang der Hohn des Grafen G. und das glückliche Lachen Carlottens und ach, die schöne Arbeit des Studenten Pl—r hatte wieder allen Werth verloren und unser armer Ritter erhielt eine eben so zarte als demüthigend abgefaste Zurückweisung.

Unser Ritter war jetzt wirklich ein „armer Ritter;“ wie eine Brodscheibe, geröstet, in verdrießlichen Runzeln aus der Pfanne kommt, so taumelte unser Schnapphahnski vom Unglück gebraten, höchst ärgerlichen Unfalls zurück von dem Orte alles Heils, von dem Duell aller Aemter und Stellen. Finster schritt er nach Hause: er packte seinen Koffer und sich, ehe die Morgenröthe kam, lag auch schon Berlin hinter ihm, mit seinen Kirchen und Palästen, mit seinen Geheimräthen und Eckensichern, mit seinen Ballettänzerinnen und Juwelieren.

Auf den Juwelier Schnapphahnski's machte die Abreise des Ritters vor allen Andern den bedauerlichsten Eindruck.

Seine Leiden wurden stadt kundig; die Diamanten-Geschichte des Ritters Schnapphahnski machte die Runde in den höchsten Kreisen. Die ewigen Götter zürnten erschrecklich. Zeus Kronion drohte mit Donner und Blitz, mit Magdeburg und Spandau, und wäre die arme Ballettänzerin, der verrauschten Liebe gedenkend, nicht so artig gewesen, den verhängnißvollen Schmuck, aus übertriebener, künstlerischer Hochherzigkeit, freiwillig zurückzuerstatten, so hätte ihn leicht das Geschick auf

der Flucht erreichen können und ach, seines Bleibens wäre vielleicht gewesen, wo da ist Heulen und Jähnellsappern, Hasergrüze, Brod und Wasser.

Die Franzosen würden in Betreff dieses Diamanten-Abenteuers sagen: »Monsieur le Chevalier de Schnapphahnski avait frisé le code penal.«

„Madrid, Du Licht von Spaniens Thalen,
In Deinen tausend Feldern strahlen
Biel tausend Augen, schwarz und blau.
Du weiße Stadt der Serenaden
Biel tausend kleine Füße baden
Sich Nachts in Deines Prado's Thau!“

So sang es einst „der lose Spötter“ Alfred de Musset und so hat es unser Freiligrath ins Deutsche hinübergedichtet. Seit ich dies zum ersten Male las, kann ich Madrid nicht nennen hören, ohne an ein paar tausend kleine, weiße Füße zu denken, die durch das grüne, thautige Gras hüpfen, bald sittsam verschwindend, bald lüstern wieder emportauchend und immer reizend verführerisch.

Es versteht sich von selbst, daß ich mir einbilde, alle schönen Frauen gingen barfuß in Spanien.

In das Land der tausend kleinen Füße, in das Land der spitzen Filzhüte, in das Land der spanischen Fliegen und der spanischen Erdbeeren, kurz, in das Land Spanien muß ich jetzt meine Leser führen, denn schon hat unser Ritter Schnapphahnski Berlin im Rücken, schon hat er Belgien und Frankreich passirt und schon steht er auf den Pyrenäen, um hinunterzuschärwenzeln in das Reich, wo jetzt der unschuldige König Paquo herrscht, der Niemanden etwas zu Leide thut, am wenigsten seiner — Frau.

Man reist nicht billiger und nicht schneller als in Gedanken. Ohne Kostenaufwand und ohne Zeitverlust habe ich meine Leser nach Spanien gebracht. Meine Leser sind mir für diese rasche Beförderung aufrichtigen Dank schuldig. Wie würden sie sich gelangweilt haben, wenn sie von deutschen Eisenbahnen auf die französischen Postwägen und dann von den französischen Postwägen auf die spanischen Maulesel gekommen wären — ja, meine Leser würden auf den Hund gekommen sein, wenn ich sie nicht vermöge meiner unendlichen Geschicklichkeit auf den Flügeln des Gedankens hinübergewiegt hätte in das Reich, wo außer Paquo auch jetzt die unschuldige Königin Isabella herrscht, die sich über Niemanden zu beklagen hat, ausgenommen über ihren Mann.

Paquo und Isabella, Isabella und Paquo, sie waren noch kein seliges Paar, als unser Schnapphahnski seine Reise antrat. Die unschuldige Isabella hatte damals den Herrn Paquo noch nicht von seiner schwachen Seite her kennen gelernt; sie meinte nicht anders, als daß sie eben so glücklich sein würde wie ihre Mutter, die Frau Munoz, die wirklich mit allen Ehren zu ihren neun Kindern gekommen ist — arme Isabella! armer Paquo! Sie saßen noch nicht auf dem Throne, denn noch raste der graue Don Carlos, der bleiche Aristokrat mit dem grimmigen Schnurrbart, durch Wälder und Auen, ein unerbittlicher Jäger auf der großen altspanischen Kronjagd. Don Carlos führte Krieg; er brauchte daher Soldaten. Konnte ihm

etwas erwünschter sein, als daß sich eines Morgens schön wie ein Engel und keck wie der Teufel, im schwarzen Frack und in weißer Weste, und duftend nach allen Wohlgerüchen der Levante: Se. Hochwohlgeboren der Ritter Schnapphahnski bei ihm präsentirte, um seine Dienste anzubieten? Don Carlos strich seinen grimmigen Schnurrbart und besah den deutschen Lanzknecht von oben bis unten. Der Ritter sah zwar aus, als ob er eben vom Friseur käme, aber: Kanonenfutter! Kanonenfutter! dachte der Spanier und es versteht sich von selbst, daß er Sr. Hochgeboren auch nicht das geringste Hinderniß in den Weg legte, sich bei der nächsten Bataille vor den Kopf schießen zu lassen.

Deutsche Lanzknechte waren tapfer zu allen Zeiten. Dieselben großen Lümmel, die zu Hause in Filzschuhen, in gestrickten Kamissötern und in baumwollenen Nachtmützen faul wie altgewordene Hunde und seige wie weibliche Hasen hinter den Defen oder auf den Wirthshausbänken herumlungerten, sie haben sich im Auslande, für fremde Fürsten stets mit einer Gewissenhaftigkeit und mit einer Ausdauer geprügelt, die wirklich alle Grenzen übersteigt. Wer daheim ein Kaninchen war, er wurde draußen ein Tiger; die Träumer verwandelten sich in Raufbolde; die blonden, sentimental Schlingel: in Todtschläger; die sanften blassen Heinrichs und Gottfriede in donnerwetternde Generäle und Feldwebel, die ihre Feinde so gemüthlich ums Leben brachten, wie sie seiner Zeit Korn mähten oder Spargel stachen.

Auf allen Schlachtfeldern aller Jahrhunderte haben sich Deutsche für ihren pünktlich ausbezahlten Sold auch pünktlich todtschlagen lassen. Mit ihren frommen, blauen Augen schauten sie so gutmütig in die kohlschwarzen Schlünde der Kanonen, als sollten ihnen gebratene Tauben statt kopfdicker Kugeln daraus entgegenfliegen und wenn sie die Gewehre umdrehten und mit den Kolben dreinfegten, da schnitten sie keine schlimmeren Grimassen als unsere Dorfschulmeister in Hessen oder in Nassau, wenn sie den Bauernjungens das Ein-mal-eins, oder das Christenthum einbläuen.

Gott weiß, wie Schnapphahnki sich in Spanien benahm! Da wir aber im Laufe unserer Erzählung in jedem Punkte streng bei der Wahrheit geblieben sind, so wollen wir auch hier gestehen, daß derselbe Mund, der die Abentheuer in Schlesien, Troppau und in Berlin erzählte, uns in Betreff der spanischen Fahrten die Versicherung gab, daß der edle Ritter, wider alles Erwarten, als sehr ritterlicher Lanzknecht dabei erschienen sei und den Ruhm unserer Tapferkeit im Auslande nicht im Geringsten in Frage gestellt habe. Mit dieser einfachen Erklärung müßten wir aber auch zufrieden sein, denn alle Details über die spanischen Erlebnisse unseres Ritters fehlen; zwischen Troppau und Spanien liegen die Pyrenäen und wohl meinende Freunde unseres Helden waren nicht mehr im Stande, dem braunen Freiwilligen aus O. in Schlesien auf Schritt und Tritt zu folgen. Deutlicher wird erst die Historie des Ritters:

»Als Don Carlos fliehen mußte
Mit der ganzen Tafelrunde,
Und die meisten Paladine
Nach honestem Handwerk griffen —«

mit einem Worte, als der Krieg wieder zu Ende war und unser Odysseus sich

Ritter Schnappansky's
Ankunft in Spanien.



Univ. Bibl.
MÜNCHEN

nach seiner Ballettänzerin zurücksehnte, die nach der Abreise ihres schönen Wasserpolaken zu einer wahren Tragödie hinabgetraut war.

Man kann sich leicht denken, wie sehr der edle Ritter nach der Heimath verlangte, nach Berlin, wo man seiner so liebend gedachte, wo er so gut angeschrieben stand bei Zeus Kronion, bei den Offizieren der Garde, bei seinem Juwelier und bei seiner Tänzerin. Doch nicht unangeschlagen sollte er zu der letztern zurückkehren, denn sieh, die Enkelin Heinrich Heine's, die liebliche Tochter Atta Troll's, des Bären, verliebte sich in den göttergleichen Schnapphahnski, wie uns der Dichter selbst erzählt in seinem Werke, das bei Hoffmann und Campe erschienen, in Hamburg, im Jahre des Herrn 47.

In der Höhle, bei seinen Jungen, liegt nämlich Atta Troll, der Bär, und er schläft:

Mit dem Schnarchen des Gerechten;
Endlich wacht er gähnend auf;

Neben ihm hockt Junker Einohr,
Und er kratzt sich an dem Kopfe
Wie ein Dichter, der den Reim sucht;
Auch scandirt er an den Zagen.

Gleichfalls an des Vaters Seite,
Liegen träumend auf den Rücken,
Unschuldrein, vierfüß'ge Eihen,
Atta Troll's geliebte Tochter. —

Ganz besonders scheint die Jüngste
Tiefbewegt. In ihrem Herzen
Fühlt sie schon ein sel'ges Zucken,
Ahndet sie die Macht Cupido's.

Ja, der Pfeil des kleinen Gottes
Ist ihr durch den Pelz gedrungen,
Als sie ihn erblickt — o Himmel,
Den sie liebt, der ist ein Mensch!

Ist ein Mensch und heißt Schnapphahnski!

Da haben wir's! Es geht nun einmal nicht anders; wir treffen den edlen Ritter immer bei der Liebe. Er verfolgt sie und sie verfolgt ihn. Von der Gräfin S. und der Gräfin O. gerieth er auf Carlotta; von Carlotta auf die Tänzerin; von der Tänzerin auf die Bärin! O, es ist kein Wunder, daß alle Berliner und Frankfurter Damen heut zu Tage in Herrn von Schnapphahnski vernarrt sind, da sogar einst eine Bärin vor dem prächtigen Barte des Ritters anbetend zusammensank.

O, diese Bärin hatte einen scharfen Blick, eine gute Schnauze! Sie schnüffelte es schon vor Jahren, sie roch es schon zu Don Carlos Zeiten, daß unser Ritter einst ein gewaltiger Redner, ein großer Staatsmann werden würde und schwärmerische Blicke richtete sie nach dem herrlichen Manne — die zarte Bärenlinie. — —

Ist ein Mensch und heißt Schnapphahnski.

Auf der großen Retirade

Kam er ihr vorbeigelaufen

Eines Morgens im Gebirge.

Heldenun Glück röhrt die Weiber,

Und im Antlitz unsres Helden

Lag, wie immer, der Finanznoth

Blasse Wehmuth, düstre Sorge.

Kann man sich wichtiger Aufschlüsse über die Rückkehr unseres Helden denken?

Auf der Retirade sehen wir ihn, laufend, im Gebirge, Wunderbarer Anblick! Aecht spanischer Landstraßendreck spritzte ihm hinauf in den unsterblichen Bart, seine Augen funkeln verdächtig, seine Knie schlotttern. Der fühlne Ritter gleicht durchaus dem Manne, der einst in D. in Schlesien vor dem Grafen S. ausrief, nach verlorener Liebesschlacht.

„Heldenglück röhrt die Weiber.“ — Die Bärin seufzt vor Liebe, daß ihr die Schnauze zittert. Die Tochter Atta Troll's ist außer sich vor brennender Zunge — doch nicht der landstraßendreckbespritzte Bart, nicht das funkelnde Auge, nicht das schlötternde Knie ist es, was sie wimmern und schmachten läßt, nein, die Blässe des unübertröffenen Ritters röhrt sie vor allen Dingen, ja, die Blässe, die interessante Blässe — kann es etwas bezeichnenderes geben?

Unsere Verwunderung erreicht indeß erst ihren Gipfel, als wir sogar die Natur dieser Blässe, den tiefen Grund dieser herzbethörenden Couleure angegeben finden.

Bisher glaubten wir, der Ritter sei nur blaß aus Liebe, aus Furcht, aus Ärger, der Mode wegen — aber wie irrten wir uns! es ist die Blässe der Finanznoth — ein neues Licht geht über dem Leben Schnapphahnski's auf; der Ritter ist blaß vor Schulden — armer Ritter!

»Seine ganze Kriegeskasse,
Zwei und zwanzig Silbergroschen,
Die er mitgebracht nach Spanien,
Ward die Beute Espartero's.«

So etwas ist hart — zwei und zwanzig Silbergroschen — das ist bitter!

»Nicht einmal die Uhr gerettet!
Bließ zurück in Pampeluna
In dem Leihhaus. War ein Erbstück
Kostbar und von ächtem Silber.«

Das Schicksal unseres Helden wird immer langweichtartiger. Die Uhr der Familie Schnapphahnski im Leihhause von Pampeluna! das ist tragisch, das ist rührend. Das Nurenberger Ei, das vom Urgroßvater Schnapphahnski, von dem alten ehrwürdigen Wasserpocken auf den galanten Sohn vererbt wurde: der ga-lante, frivole Sohn dieses Erbstück versetzt im Leihhause von Pampeluna, vielleicht ohne einmal zu erröthen, ohne Herzklöpfen, ohne schüchternes Hin- und Herschauen als er die Pforte des Lombard durchschritt und ohne verlegen zu stottern, als er dem Pfand-Kommissär sein Anliegen vortrug. „Wie viel Ihr haben Sie?“ fragte

bisweilen ein Mauleseltreiber des Gebirges und mit Pathos erwiederte dann Se. Hochgeboren! „Bemühe er sich in das Leihhaus von Pampeluna, werther Freund, dort wird er ein Erbstück finden, kostbar und von ächtem Silber, dort wird er das Nurenberger Ci der Familie Schnapphahnski antreffen, das ihm Zeit und Stunde so genau verkünden wird, wie jene berühmte Uhr des morgenländischen Kalifen, die einst Charlemagne zum Geschenk erhielt, und die er hoffentlich nie so schmählich auf den Mont de piété getragen haben wird, wie ich die meinige, Sela!“

Armer Schnapphahnki! nicht mehr erfreut ihn in der Stille der Nacht die süße Musik seiner alten Gefährtin, das trauliche „Tic-Tac“ der Uhr, das einem daran erinnert, wie man doch noch nicht ganz unter die Füße gekommen ist, daß man wenigstens noch ein lebendes Wesen hat, das man sein nennen kann.

„Wo ist Ihre Uhr? chez ma tante!“ Dies ist traurig, wenn man also antworten muß. Unwillkürlich greift man noch oft in die Westentasche, in die einsame Wohnung der geschiedenen Gefährtin; aber ach, diese Wohnung ist wüst und leer geworden. Die Stürme des Jahrhunderts sind durch sie hindurchgefahren, und wenn nun der Abend kommt und die Nacht und die Sterne emporziehen und die riesigen Schatten sich breiten über Berge und Thäler wie die Geister der Ossianischen Helden, und man die Unterhose auszieht, um nach Bett zu gehen, und den Uhrschlüssel ergreift, um das althergebrachte Geschäft zu vollziehen, so pünktlich wie der Onkel Toby oder der Vater Tritstrams — ach, da schrickt man zurück, denn o, die alte Genossin:

„ — blieb zurück zu Pampeluna
In dem Leihhaus. War ein Erbstück.
Kostbar und von ächtem Silber.“

Ende des ersten Gesetzes.

